

SHARI LOW

Ein JAHR
entfernt

Vom
GLÜCK

ROMAN

BASTEI ENTERTAINMENT 

»Dann hol sie doch zu uns«, antwortete er mit der einfachen Logik, mit der er das Leben betrachtete.

Natürlich hatte ich schon selbst daran gedacht. Aber Bob Collins war Jens Vater, ein Mann, der gerade seine Frau verloren hatte. Er hatte es verdient, dass man ihm eine Chance gab, sich zu verändern und seine Tochter selbst zu erziehen. Die Plastiktüte und der angespannte Gesichtsausdruck der Kleinen ließen mir dennoch keine Ruhe. Ich würde nicht zulassen, dass dieses Mädchen auch nur eine Sekunde litt. Ich hoffte inständig, dass meine Befürchtungen sich als falsch erwiesen.

Ein Geräusch unterbrach meine Gedanken. Es kam von draußen, und ich konnte es nicht sofort einordnen. Dann ein Scharren. Schritte auf dem Kies. Ein Knirschen. An jedem anderen Abend hätte ich mich nicht weiter darum gekümmert, aber ich war noch ganz wach, und Don war bereits eingeschlafen.

Ich schlüpfte aus dem Bett, zog meinen Bademantel über und spähte durch die Jalousien. Nichts zu sehen. Niemand. Nur eine Gestalt, die am Ende der Straße um die Ecke bog, ein Jugendlicher, vermutete ich. Dann kam mir plötzlich ein Verdacht.

Ich rannte in Dees Zimmer, und mein Verdacht bestätigte sich. Ihr Bett war leer.

»Don! Don! Wach auf! Dee ist weg!«

»Was meinst du damit, sie ist weg?«

Jetzt konnte ich das Geräusch, das ich als Erstes gehört hatte, einordnen. Füße, die an einer Betonmauer entlangrutschen.

»Sie ist aus dem Fenster geklettert. Herrje, dieses Mädchen!«

Ich zog mich bereits an, und auch Don war schon auf den Beinen und schlüpfte in seine Jeans.

»Wo zum Teufel ist sie hin?«

Ich warf einen kurzen Blick auf die Anzeige meines Digitalweckers. Kurz nach zehn. Die Jugendclubs waren geschlossen. Das Café auf der High Street ebenfalls. Hing sie auf der Straße rum? Traf sie sich dort mit jemandem? Einem Jungen womöglich? Du lieber Himmel, ich würde sie umbringen!

Ich hatte absolut keine Ahnung, wo Dee sein könnte. Aber es gab eine Person, die es wissen würde.

Wir sprangen ins Auto und hielten kurze Zeit später vor dem Haus der Collins. Es lag in völliger Dunkelheit, nur hinter dem Wohnzimmerfenster flackerte der Lichtschein des Fernsehers. Don hatte die Haustür als Erster erreicht und trommelte mit der Faust dagegen. Er vergötterte seine Tochter und war außer sich vor Sorge.

Es kam mir vor wie zehn Minuten, dabei waren es vermutlich höchstens zwei, bis die Tür zaghaft geöffnet wurde. Jen sah genauso ängstlich aus wie Don.

»Es tut mir leid, wenn wir dich geweckt haben, Liebes«, stieß ich hervor, ehe mir auffiel, dass sie immer noch ihre Schuluniform anhatte. »Weißt du zufällig, wo Dee ist? Sie ist heimlich aus dem Fenster geklettert, und wir haben keine Ahnung, wo sie hin sein könnte.«

»Nein, Val, ich habe auch keine Ahnung.«

Mein innerer Lügendetektor kreischte auf. Ich war Mutter von zwei Kindern. Geschwindel witterte ich auf hundert Meilen Entfernung, und dieses hier stammte von

einer Person, die darin ganz und gar nicht geübt war. Ich dachte hektisch nach. Dee hatte leichten Vorsprung, und sie war zu Fuß unterwegs, da konnte man eine Abkürzung nehmen. Wenn sie den ganzen Weg gerannt war, hatte sie höchstens fünf Minuten gebraucht.

»Jen, ist sie hier bei dir?«

»N... nein.«

»Jen, lügst du mich an?«

»N...«

Auf einmal flog die Tür ganz auf. Vor uns stand Dee. »Schon gut, Jen«, sagte sie und seufzte. »Es macht keinen Sinn. Mum hätte dich so lange in die Mangel genommen, bis du gestanden hättest.«

Wie bitte? Auch noch frech werden? Oh, dieses Mädchen würde Hausarrest kriegen, bis es alt genug war, um mit dem Rucksack durch Australien zu reisen.

»Es tut mir leid, Mum, echt, aber es gab besondere Umstände«. Aus der Art, wie sie sprach, schloss ich, dass sie zu oft New York Cops gesehen hatte.

»Hoffentlich sind sie überzeugend«, antwortete Don mit viel mehr Ruhe, als ich aufbringen konnte.

Jen öffnete die Tür einen Spalt weiter, damit wir eintreten konnten.

»Sag es ihnen.« Dee sah Jen auffordernd an.

Jen blickte zu Boden, und mein Magen begann sich plötzlich zu drehen.

»Jen, Liebes, was ist passiert?«

Nichts. Schweigen. Eine einzelne Träne tropfte von ihrem gesenkten Kopf zu Boden.

Dee konnte es nicht mehr aushalten. »Ihr Dad ist seit zwei Wochen nicht nach Hause gekommen, und sie weiß nicht, wo er ist. Sie hat Angst, allein hier zu sein, weil es hier so unheimlich ist und so kalt. Deshalb bin ich abends immer hergekommen und bei ihr geblieben, und morgens, bevor ihr aufgewacht seid, bin ich wieder zurück in unser Haus geschlichen.«

Ich war fassungslos. »Aber warum bist du denn nicht einfach zu uns gekommen?«, fragte ich Jen.

»Weil sie nicht wollte, dass ihr Dad Schwierigkeiten kriegt«, antwortete Dee an ihrer Stelle.

Bei der Vorstellung, dass meine zwölfjährige Tochter um diese Zeit draußen herumgelaufen war, ohne dass ich etwas davon mitbekommen hatte, wurde mir speiübel. Einen Moment lang war ich nicht sicher, ob ich als Mutter nicht ebenso versagt hatte wie Bob Collins als Vater.

Innerhalb der nächsten Sekunde verwandelte sich dieser Zweifel in puren Zorn. Zum Glück ergriff Don das Wort, ehe ich es tat.

»Jen, pack ein paar Sachen ein, dann kommst du erst mal mit zu uns.«

Eine Mischung aus Erleichterung und Angst überzog ihr Gesicht. »Aber mein Dad ...«

»Ich werde ein ernstes Wörtchen mit deinem Dad reden, mach dir keine Sorgen. Er wird keine Schwierigkeiten bekommen.«

»Wirklich? Kann ich wirklich mit zu euch kommen?« Die Worte klangen erstickt, und es brach mir fast das Herz.

»Geh jetzt, Liebes«, sagte ich leise und sah zu, wie sie die Treppe hinaufrannte. Ich wandte mich an Dee. »Und du, Dee Ida Murray ...«, wenn ich wütend war, sprach ich sie immer mit ihrem vollständigen Namen an, »steigst jetzt sofort ins Auto und wartest dort auf uns. Ich rate dir, denk dir bloß eine gute Entschuldigung aus, wenn du nicht für den Rest deines Lebens Hausarrest haben willst.«

Meine Stimme klang streng, obwohl mein ganzer Ärger längst verfliegen war. Sie hatte es falsch angepackt, aber im Grunde hatte sie es nur gut gemeint. Sie hatte sich um ihre Freundin gekümmert. Wie konnte ich ihr da böse sein? Das würde ich ihr allerdings nicht sagen.

Dee verzog das Gesicht und stapfte trotzig an mir vorbei. »Ich wette, Mutter Teresas Mutter hat ihr keinen Hausarrest gegeben, als sie damals den Menschen geholfen hat.«

Ich wartete, bis sie aus der Tür war, ehe ich mich an Don wandte.

»Mutter Teresa? Mit dem Mädchen werden wir noch viel Spaß haben«, sagte ich.

»Ja, aber ...«

Ich merkte, dass er ihr wie immer den Rücken stärken würde. Rasch legte ich die Hand auf seinen Arm. »Sei still, Don. Wir haben jetzt Wichtigeres, worum wir uns kümmern müssen.«

Ich hörte Schritte auf der Treppe, sah Jen hinunterkommen, mit drei Plastiktüten in den Armen. Ich konnte ihren Anblick kaum ertragen.

Ich lächelte ihr aufmunternd zu. »Alles wird gut, Liebes«, versuchte ich, sie zu trösten.

Don fuhr, und wir waren nach wenigen Minuten zu Hause. Seit wir von hier losgefahren waren, war nur eine halbe Stunde vergangen, und in dieser kurzen Zeit hatte sich so viel verändert!

»Geht ihr schon mal rein«, sagte Don. »Ich sehe mal, ob ich Bob finde.«

Ich widersprach nicht, zumal ich Jen nicht weiter aufregen wollte. Ich ging mit den Mädchen rein, machte ihnen Toast und heißen Tee, steckte Jens Schuluniform in die Waschmaschine und gab ihr einen frischen Schlafanzug von Dee. Am kommenden Morgen konnte sie erst einmal Dees Ersatzschuluniform anziehen, der Rest würde sich finden.

Es dauerte ein bisschen, aber wir schafften es. Innerhalb weniger Tage hatte Jen ihr eigenes Bett in Dees Zimmer, ihre Kleidung im Schrank verstaut, eine schöne neue Schultasche und die absolute Gewissheit, dass sie bei uns erwünscht war und geliebt wurde.

Mein starker Mann hatte nicht viel gesagt, als er nach Hause gekommen war, nur, dass alles geregelt sei. Erst nach fast einer Woche erfuhr ich, was genau das bedeutete.

Offenbar hatte er Bob in einem Pub ausfindig gemacht, sturzbetrunken, mit einer Frau, mit der er schon vor Janice' Tod ein Verhältnis gehabt hatte. Er war zu ihr gezogen und hatte sich einfach nicht mehr um seine Tochter gekümmert.

Nach allem, was ich von anderen hörte, hat Don ihn von seinem Stuhl und nach draußen gezerrt, an die Hauswand gedrückt und ihm unmissverständlich erklärt, dass Jen von nun an bei uns wohnen werde. Wie er es geschafft hat, Bob nicht windelweich zu prügeln, ist mir ein Rätsel, aber es ist ihm irgendwie gelungen.

»Du wirst sie regelmäßig besuchen und Kontakt mit ihr halten, und wenn du das nicht tust, komme ich wieder«, hat Don ihm gedroht.

Bob hielt tatsächlich Kontakt zu seiner Tochter. Er besorgte sich einen Job auf einer Ölplattform, was allerdings bedeutete, dass er jeden zweiten Monat weg war. Es wunderte mich, dass seine Alkoholsucht mit der strikten Abstinenz, die an diesem Arbeitsplatz herrschte, zu vereinbaren war, doch offenbar war das Geld ihm dieses Opfer wert.

Es kümmerte mich nicht, dass er keinen Cent zum Unterhalt seiner Tochter beitrug. Wichtig war nur, dass Jen bei uns war.

Denn dort gehörte sie hin.

5. Kapitel

Jen

Mein eigenes Zuhause. Meine eigene Decke, die noch immer da lag, wo ich sie damals liegen gelassen hatte. Zwei Teetassen auf dem Fußboden. Eine von mir, eine von ...

Ich nahm sie hoch. Ich brachte es nicht übers Herz, ihre Spuren abzuwaschen, den Abdruck ihrer Lippen am Rand des Porzellans, die Fingerabdrücke, die sie, wenn auch unsichtbar fürs Auge, am Henkel hinterlassen hatte. Ich spülte sie nur vorsichtig aus und stellte sie dann auf die Fensterbank.

Zum ersten Mal seit jenem Sonntagnachmittag war ich wieder bei uns zu Hause. Pete war kurz hier gewesen und hatte ein paar Sachen für mich eingepackt, während ich mich abwechselnd bei Luke und in Dees Zimmer bei Val und Don aufgehalten hatte.

Ich hatte Pete gebeten, nichts wegzuräumen, weil ich alles so sehen wollte, wie es gewesen war, unverändert seit dem Moment, als unsere Leben auseinandergerissen worden waren.

Alles hatte nun eine besondere Bedeutung. Die Klamotten im Waschkorb, die ich getragen hatte, als Dee noch lebte. Handtücher, die sie berührt hatte. Schalen, aus denen sie gegessen hatte. Ich wollte alles genau so bewahren, wie es war, jede noch so kleine Spur von ihr in Erinnerung behalten.

Als würde das etwas ändern.

Ich wusste, dass es das nicht tat. Es würde sie mir nicht zurückbringen.

Ich ging nach oben, an einem Dutzend gerahmter Fotos vorbei, die unser Leben dokumentierten. Wir zwei, als wir bei der Geschäftseröffnung feierlich das Band zerschnitten. Als wir das erste Mal zusammen in Urlaub flogen. Als wir an unseren einundzwanzigsten Geburtstagen witzige Shirts trugen.

Ich schaute weg, versuchte, mich abzulenken.

Pete lag auf unserem Bett, vollständig bekleidet, und starrte reglos an die Decke. Sein hellbraunes Haar, das er sonst penibel kurz trug, war länger als gewöhnlich. Die besonderen Umstände hatten ihn gezwungen, seinen regelmäßigen vierzehntägigen Friseurtermin abzusagen. Sein Jacket und seine Krawatte lagen achtlos auf dem Boden, er trug nur noch sein weißes Hemd, offen am Hals, zu weit an den Schultern, aus der Hose heraushängend. Zu jedem anderen Zeitpunkt hätte ich jetzt an Dinge gedacht, bei denen nackte Körper im Spiel waren, aber nicht an diesem Abend. An diesem Abend kam es mir vor, als wäre nicht genügend Sauerstoff zum Atmen im Raum, das bisschen, was da war, hatte betäubende Wirkung. Jetzt verstand ich, was »müde bis zum Umfallen« bedeutete.

Ich setzte mich ans Fußende des Bettes, den Rücken an den Rahmen gelehnt.